

Leseprobe aus:

Armistead Maupin

Mehr Stadtgeschichten



Herzchen und Blümchen

Die Valentinskarte war ein selbstgemachter Mischmasch aus viktorianischen Engelsköpfen mit Flügeln, gepreßten Blumen und rotem Flitter. Mary Ann Singleton warf einen Blick darauf und quietschte vor Freude.

«Mouse! Die ist ja vielleicht toll. Wo hast du nur diese entzückenden kleinen . . .?»

«Mach sie mal auf.» Michael grinste.

Als sie die illustriertengroße Karte aufklappte, sah sie eine Inschrift in Jugendstil-Lettern: MEINE GUTEN VORSÄTZE ZUM VALENTINSTAG. Darunter folgten zehn numerierte Leerzeilen.

«Siehst du», sagte Michael, «du sollst selber was reinschreiben.»

Mary Ann beugte sich zu ihm hinüber und gab ihm ein Küßchen auf die Wange. «Bin ich denn so verkorkst?»

«Und ob. Ich verschwende meine Zeit doch nicht mit Leuten, die alles auf der Reihe haben. Willst du mal *meine* Liste sehen?»

«Verwechselst du da nicht was mit Neujahr?»

«Ach, das ist doch Kleinkram. Rauchen-Essen-Trinken-Vorsätze. Aber das hier sind . . . verstehst du . . . das sind die Hardcore-Vorsätze, die Vielleicht-diesmal-, Aufgeschoben-ist-nicht-aufgehoben-, Morgen-ist-auch-noch-ein-Tag-Vorsätze.»

Er griff in die Tasche seines karierten Flanellhemds und gab ihr ein Blatt Papier:

MICHAEL TOLLIVERS DRECKIGE DREISSIG FÜR 1977

1. Ich werde von keinem sagen, daß er eine «Nellie» oder «butch» ist, wenn er nicht so heißt.

2. Ich werde Frauen, die mich mögen, nicht gleich zu Schwulenmuttchen erklären.
3. Ich werde die Hoffnung aufgeben, daß ich Jan-Michael Vincent in der Sauna treffe.
4. Ich werde Poppers nur durch den Mund inhalieren.
5. Ich werde im YMCA nicht länger als eine halbe Stunde unter der Dusche bleiben.
6. Ich werde mir nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen, welche Farbe mein Signaltuch hätte, wenn ich eines tragen würde.
7. Ich werde irgendwann eine Tucke jenseits der Fünfzig zu einem Drink einladen.
8. Ich werde die stille Hoffnung aufgeben, daß sich alle attraktiven Männer als hirnlos und langweilig herausstellen.
9. Ich werde im Glory Holes mit meinem richtigen Namen unterschreiben.
10. Ich werde mich langsam wieder an die Religion herantasten, indem ich in der Grace Cathedral Konzerte besuche.
11. Ich werde mich dabei allerdings nicht an die Männer in der Grace Cathedral herantasten.
12. Ich werde bei der Wahl zur schwulen Miss San Francisco *niemandem* meine Stimme geben.
13. Ich werde mich mit einem Hetero anfreunden.
14. Ich werde mich nicht darüber lustig machen, wie er geht.
15. Ich werde ihm nichts von Alexander dem Großen, Walt Whitman oder Leonardo da Vinci erzählen.
16. Ich werde keinem Politiker meine Stimme geben, der den Begriff «schwule Gemeinde» benutzt.
17. Ich werde nicht flennen, wenn Mary Tyler Moore ihre letzte Show hat.
18. Ich werde meinen nicht abmessen, ganz egal, wer mich danach fragt.
19. Ich werde das Jacutin nicht mehr verstecken.

20. Ich werde kein Lacostehemd kaufen, kein Marimek-
kokissen, keine gebrauchte Ehrenjacke für Sportler,
kein All-American-Boy-T-Shirt, keine Halskette mit
Rasierklinge dran und schon gar nicht irgendwas aus
Jeansstoff.
21. Ich werde lernen, alleine zu essen und es zu mögen.
22. Ich werde in meiner Phantasie nicht mehr mit Feuer-
wehrmännern rumspielen.
23. Ich werde zu Hause keinem erzählen, daß ich bloß
noch nicht die Richtige gefunden habe.
24. Ich werde auf der Castro Street im Anzug herumlau-
fen und damit keine Schwierigkeiten haben.
25. Ich werde weder Bette Davis noch Tallulah Bank-
head noch Mae West und auch nicht Paul Lynde
nachmachen.
26. Ich werde pro Abend nicht mehr als ein It's-It essen.
27. Ich werde mich ganz passabel finden.
28. Ich werde jemand Netten kennenlernen, und zwar
weit weg von einer Bar oder der Sauna oder einer
Rollschuhbahn, und ich werde mich hoffnungslos,
aber ganz konventionell in ihn verlieben.
29. Ich liebe dich! werde ich aber erst sagen, wenn er es
schon gesagt hat.
30. Den Teufel werd ich tun.

Mary Ann legte das Blatt weg und sah Michael an. «*Du* hast
dreißig Vorsätze. Warum darf ich nur zehn haben?» Michael
grinste.

«Du hast es nicht so schwer im Leben.»

«Was du nicht sagst, du schwules Chauvischwein!»

Sie rückte der Valentinskarte mit einem Flair-Filzstift zu
Leibe und kritzelte die ersten vier Leerzeilen voll. «So, jetzt
zieh dir *das* mal rein!»

1. Ich werde dieses Jahr den Richtigen kennenlernen.
2. Er wird nicht verheiratet sein.

3. Er wird nicht schwul sein.
4. Er wird nicht in Kinderpornos machen.

«Aha», sagte Michael mit einem verschmitzten Lächeln. «Du gehst also nach Cleveland zurück, hm?»

Auf ein neues

Sie ging *nicht* nach Cleveland zurück. Sie flüchtete nicht nach Hause zu Mommy und Daddy. Soviel stand fest. Trotz aller Heimsuchungen war sie gern in San Francisco, und sie liebte ihre zusammengewürfelte Familie in Mrs. Madrigals gemütlichem alten Haus in der Barbary Lane.

Was störte es da, daß sie immer noch Sekretärin war?

Was störte es da, daß sie den Richtigen noch nicht getroffen hatte . . . oder wenigstens einen Passablen?

Was störte es da, daß sich Norman Neal Williams, die einzige Beinaheliebschaft ihres ersten halben Jahrs in San Francisco, als Privatdetektiv entpuppt hatte, der nebenbei in Kinderpornos gemacht hatte und schließlich an Heiligabend von einer Klippe am Meer in den Tod gestürzt war?

Und was störte es da, daß sie nie den Mut aufgebracht hatte, außer Mouse noch jemand anderem von Normans Tod zu erzählen?

Wie Mouse es ausdrücken würde: «Im Vergleich zu Cleveland sieht selbst Scheiße noch aus wie Gold!» Ihr war klar, daß Mouse ihr bester Freund geworden war. Er und seine spaßige, aber herzallerliebste Mitbewohnerin Mona Ramsey waren im Lauf ihrer teils glorreichen, teils qualvollen Initiation in das wirkliche Leben von San Francisco stets ihre Mentoren gewesen und hatten ihr treu zur Seite gestanden.

Sogar Brian Hawkins, ein sexbesessener Kellner, dessen Annäherungsversuche sie einst so gestört hatten, war in letzter

Zeit dazu übergegangen, noch recht unbeholfene, aber doch gewinnende Freundschaftsangebote zu machen.

Die windschiefe, efeumrankte Hütte in der Barbary Lane 28 war jetzt Mary Anns *Zuhause*, und die einzige Elternfigur in ihrem Leben war Anna Madrigal, eine Vermieterin, deren schräger Charme und exzentrisches Wesen auf dem Russian Hill legendär waren.

Mrs. Madrigal war ihrer aller wahre Mutter. Sie erteilte ihnen Ratschläge, schimpfte mit ihnen und hörte sich unerschütterlich die Berichte über ihre amourösen Niederlagen an. Wenn alles nicht half (aber auch sonst), belohnte sie ihre «Kinder» damit, daß sie ihnen Joints aus selbstgezogenem Gras an die Wohnungstür klebte.

Mary Ann rauchte inzwischen Gras wie eine altgediente Kifferin. Kürzlich hatte sie allen Ernstes daran gedacht, sich in der Mittagspause bei Halcyon Communications einen anzustecken. So groß war die Pein, die sie unter dem neuen Regime Beauchamp Days zu ertragen hatte, des arroganten jungen Mannes aus bestem Hause, der durch den Tod seines Schwiegervaters Edgar Halcyon auf dem Chefsessel der Werbeagentur gelandet war.

Mary Ann hatte Mr. Halcyon sehr gemocht.

Und zwei Wochen nach seinem unzeitigen Ableben (am Heiligen Abend) hatte sie erfahren, wie sehr er *sie* gemocht hatte.

«Rühr dich nicht von der Stelle», ermahnte sie Michael voller Ausgelassenheit. «Ich habe nämlich *auch* eine Überraschung für dich!»

Mary Ann verschwand im Schlafzimmer und tauchte Sekunden später mit einem Umschlag in der Hand wieder auf. In einer sehr akzentuierten Handschrift war ihr Name darauf zu lesen. Die Karte in dem Umschlag war ebenfalls mit der Hand geschrieben:

Liebe Mary Ann,

inzwischen haben Sie bestimmt eine kleine Aufheiterung nötig. Das beiliegende Geschenk ist für Sie und einen

Freund oder eine Freundin. Fahren Sie irgendwo hin, wo nicht nur die Sonne lacht. Und lassen Sie sich von dem kleinen Mistkerl nicht unterkriegen.

Stets der Ihre
EH

«Ich kapiert überhaupt nichts», sagte Michael. «Wer ist EH? Und was war drin in dem Umschlag?»

Mary Ann platzte schon fast. «Fünftausend Dollar, Mouse! Von Mr. Halcyon, meinem alten Chef! Sein Anwalt hat mir den Umschlag letzten Monat gegeben.»

«Und wer ist der ‹kleine Mistkerl?»

Mary Ann lächelte. «Das ist Beauchamp Day, mein neuer Chef. Mouse, ich hab zwei Tickets besorgt für eine Kreuzfahrt nach Mexiko. Auf der *Pacific Princess*. Hättest du Lust mitzukommen?»

Michael sah sie entgeistert an. «Willst du mich verarschen?»

«Nein.» Mary Ann kicherte.

«Is ja 'n Ding!»

«Kommst du mit?»

«Ob ich *mitkomme*? Wann? Wie lange?»

«In einer Woche. Elf Tage. Aber wir müßten gemeinsam in eine Kabine, Mouse.»

Michael sprang auf und umarmte sie. «Dann verführen wir die Leute eben im *Schichtbetrieb*!»

«Oder wir angeln uns einen netten Bisexuellen.»

«Mary Ann! Ich bin schockiert!»

«Oh, *freut mich*!»

Michael hob sie hoch. «Wir werden braun werden wie die Kaffeebohnen. Und wir suchen dir einen Liebhaber . . .»

«Dir aber auch.»

Er ließ sie wieder runter. «Bitte nicht gleich zwei Wunder auf einen Schlag.»

«Ach, Mouse, sei kein Pessimist.»

«Ich bin bloß realistisch.» Michael litt noch immer unter einer kurzen Affäre mit Dr. Jon Fielding, einem hübschen

blonden Gynäkologen, der ihn als Liebhaber eliminiert hatte, als er Zeuge seines Auftritts beim Jockey-Shorts-Tanzwettbewerb im Endup geworden war.

«Sieh mal», sagte Mary Ann gelassen, «wenn *ich* dich attraktiv finde, dann gibt's in *dieser* Stadt bestimmt haufenweise Männer, denen es genauso geht.»

«Ach», meinte Michael gallig, «die wollen doch alle nur was Großes.»

«Na, jetzt hör aber auf!»

Michael reagierte manchmal wegen der dümmsten Sachen empfindlich. Er ist mindestens einssiebzig, dachte Mary Ann. Da kann sich doch keiner beklagen.

Von Trauer umflort

Frannie Halcyon war ein absolutes Wrack. Acht Wochen nach dem Tod ihres Mannes schleppte sie sich immer noch durch ihr höhlenartiges altes Haus in Hillsborough und hing düsteren Gedanken darüber nach, ob es nicht bald an der Zeit war, sich um die Zulassung als Immobilienmaklerin zu bewerben.

O Gott, wie anders das Leben doch jetzt war!

In der vergeblichen Hoffnung, daß ihr ein kürzerer Tag ausgefüllter vorkommen würde, stand sie immer erst spät auf, manchmal sogar erst mittags. Ihre ausgedehnten Vormittagskaffees auf der Terrasse gehörten der Vergangenheit an, waren ein totes Ritual, das genauso unausweichlich und schnell versagt hatte wie Edgars kranke Nieren.

Nun begnügte sie sich mit einem ausgedehnten Nachmittags-Mai-Tai. Manchmal zog sie natürlich einen Funken Trost aus dem Wissen, daß sie bald Großmutter sein würde. Das heißt, eigentlich *zweifache* Großmutter. Ihre Tochter DeDe – die Frau von Beauchamp Day, dem neuen Chef von Halcyon Communications – würde Zwillingen das Leben schenken.

Das war die letzte Auskunft von Dr. Jon Fielding gewesen, DeDe reizendem jungen Gynäkologen.

Allerdings gönnte DeDe ihrer Mutter nicht einmal das simple Vergnügen, über ihre neuen Erben auch nur zu *sprechen*. Für sie war es ein geradezu leidiges Thema, wie Frannie feststellte. Und das kam der Matriarchin doch reichlich merkwürdig vor.

«Warum darf ich nicht wenigstens ein *bisßchen* schwärmen, DeDe?»

«Weil du deine Schwärmerei *benutzt*, Mutter.»

«Ach, Larifari!»

«Du benutzt sie als Vorwand, damit du . . . damit du dich vor deinem eigenen Leben drücken kannst.»

«Ich bin nur noch ein halber Mensch, DeDe.»

«Daddy ist tot, Mutter. Du mußt dein Leben schon selber in die Hand nehmen.»

«Dann erlaub mir doch endlich, daß ich Babysachen kaufe. Am Ghirardelli Square gibt es einen *entzückenden* Laden. Er heißt Bébé Pierrot, und ich bin sicher, daß ich dort . . .»

«Wir wissen doch nicht einmal, ob es Jungen oder Mädchen werden.»

«Dann wäre was Gelbes doch ganz wunderbar.»

DeDe machte ein finsternes Gesicht. «Ich kann Gelb nicht *ausstehen*.»

«Du magst Gelb sehr. Du hast Gelb immer sehr gemocht. DeDe, mein Schatz, was *ist* denn mit dir?»

«Nichts!»

«Du kannst mir nichts vormachen, DeDe.»

«Mutter, bitte . . . Können wir nicht einfach . . .?»

«Ich muß das Gefühl haben, daß ich gebraucht werde. Kannst du das nicht verstehen? Niemand braucht mich mehr.» Die Matriarchin begann zu schniefen.

DeDe griff nach der Hand ihrer Mutter. «Das de Young braucht dich. Das Legion of Honor braucht dich.»

Frannie lächelte bitter. «Ja, genau so läuft das. Wenn du jung bist, braucht dich deine Familie. Und wenn du alt bist, brauchen dich die Museen.»

DeDe verdrehte entnervt die Augen. «Hör mal, wenn du unbedingt in Selbstmitleid baden willst, kann ich es auch nicht ändern. Aber es ist echt für die Katz.»

Frannies Augen schwammen inzwischen vor Tränen.

«Was erwartest du denn von mir?»

«Ich erwarte von dir . . .» DeDe schlug einen sanfteren Ton an und wurde zur besorgten Tochter. «Ich erwarte von dir, daß du dir wieder etwas Gutes tust. Bring ein bißchen Schwung in dein Leben. Tritt einem Backgammonclub bei. Schreib dich in Janet Sassoons Trainingskurs ein. Oder bring Kevin Matthews dazu, daß er dich ins Konzert ausführt, Herrgott noch mal! Sein Liebhaber ist bis Juni auf Hydra.»

«Ich weiß, daß du recht hast, aber ich . . .»

«Sieh dich einmal an, Mutter! Du hast doch das Geld dazu . . . Laß dir rundherum ein paar Abnäher machen!»

«DeDe!» Die Unverschämtheit ihrer Tochter machte Frannie sprachlos.

«Ich meine es ernst! Mein Gott, warum auch nicht? Gesicht, Titten, Hintern . . . die ganze Katastrophe! Was hast du schon zu verlieren?»

«Ich glaube nicht, daß es besonders schicklich ist, wenn eine Frau in meinem . . .»

«Schicklich? Mutter, hast du Mabel Sussman in letzter Zeit mal gesehen? Ihr Gesicht ist glatt wie ein Baby! Shugie hat erzählt, daß Mabel in Genf diesen wundervollen Menschen ausfindig gemacht hat, der nur mit Hypnose arbeitet!»

Frannie schaute ungläubig drein. «*Irgendwas* Chirurgisches muß er doch gemacht haben.»

«Aber nein. Alles nur Hypnose . . . Jedenfalls *schwört* Shugie das auf einen ganzen Stapel *Town and Country*.» DeDe kicherte boshaft. «Stell dir vor, eines Tages klatscht jemand in die Hände oder sagt das Geheimwort oder stellt sonst was an, und die ganze Schose fällt in sich zusammen wie ein Soufflé! Wärs du da nicht *platt*?» Frannie konnte nicht anders – sie mußte lachen.

Und später am Nachmittag fuhr sie mit einem merkwür-

dig heimlichtuerischen Gefühl in die Stadt, um sich bei F.A.O. Schwarz nach einem Steiff-Tier für die Zwillinge umzusehen.

Sie fühlte sich inzwischen wohler und spielte mit dem Gedanken, daß DeDe vielleicht doch recht hatte. Vielleicht hatte sie tatsächlich zu lange Trübsal geblasen; länger, als es gesund war; länger, als selbst Edgar es gewollt hätte.

Als Frannie den Laden verließ, sah sie im Schaufenster von Mark Cross ihr Spiegelbild. Sie blieb lange genug stehen, um die Haut unterhalb ihrer Ohren zu packen und sie über die Wangenknochen straff nach hinten zu ziehen. «Also gut», sagte sie laut. «*Also gut!*»

Zwei verwandte Seelen

Mona Ramseys Leben war – in ihren eigenen Worten – restlos beschissen.

Sie war bei Halcyon Communications Werbetexterin mit fünfundzwanzigtausend Dollar im Jahr gewesen, doch nach einer kurzen, aber befriedigenden feministischen Tirade gegen den Chef von Adorable Pantyhose, den größten Kunden der Agentur, hatte man sie dieser Position enthoben.

Die anschließende Zeit der Muße, die sie im gemeinsamen Haushalt mit Michael Tolliver verbracht hatte, war bei oberflächlicher Betrachtung angenehm, auf längere Sicht jedoch gefühlsmäßig unbefriedigend gewesen. Sie sehnte sich nach etwas *Dauerhaftem*. Zumindest hatte sie das so gesehen, als sie aus der Barbary Lane 28 ausgezogen war, um in D'orothea Wilsons elegantem viktorianischen Haus in Pacific Heights Wohnung zu nehmen.

D'orothea war Model bei Halcyon, vielleicht das bestbezahlte schwarze Model der Westküste. Sie und Mona waren in New York einmal liiert gewesen. Das Arrangement, das die

beiden für San Francisco getroffen hatten, war allerdings ungetrübt von jeder Leidenschaft, blieb ein blutleerer Pakt zur Linderung der Einsamkeit, die die beiden Frauen immer stärker bedrängte.

Es hatte nicht funktioniert.

Zum einen konnte Mona D'orothea nie ganz verzeihen, daß sie eigentlich doch nicht schwarz war. (Ihre Hautfarbe war, wie Mona schließlich erfuhr, durch pigmentverändernde Tabletten und ultraviolette Bestrahlungen hervorgerufen – ein Trick, der das Model vor einer beruflichen Randexistenz gerettet hatte.) Zum anderen hatte sich Mona, wenn auch mißmutig, mit der Tatsache herumschlagen müssen, daß ihr das Zusammensein mit Männern fehlte.

«Als Heterofrau bin ich nicht mal Durchschnitt», hatte sie Michael bei ihrer Rückkehr in das gemeinsame Nest Barbary Lane erklärt, «aber als Lesbe bin ich unter aller Sau.»

Michael hatte volles Verständnis gezeigt. «Das hätte ich dir auch so sagen können, Babycakes!»

Ihre letzte Quaalude begann gerade zu wirken, als Mona die wackelige Holzterrasse hochstieg, über die man in die Barbary Lane kam. Sie war den ganzen Abend bei der Cosmic Light Fellowship gewesen, doch ihre Stimmung war schwärzer als je zuvor. Sie hatte einfach ihre Mitte nicht mehr.

Was war mit ihr geschehen? Warum hing sie immer mehr durch? Wann hatte sie zum erstenmal aus dem dunklen Jammerthal ihres Lebens nach oben geblickt und festgestellt, daß dessen Hänge unüberwindlich waren?

Und *warum* hatte sie so wenig Quaaludes gekauft?

Mona schleppte sich durch den Blättercanyon der Barbary Lane, ging durch den Vorgarten von Nummer 28 und trat in das mit braunen Schindeln verkleidete Haus. Sie klingelte bei Mrs. Madrigal, weil sie hoffte, daß ein Glas Sherry und ein paar sanfte Worte von der Vermieterin ihren Durchhänger verscheuchen könnten.

Mrs. Madrigal, ging Mona durch den Kopf, war eine Ver-

bündete der besonderen Art. Und Mona war nicht einfach eines von den «Kindern» der Vermieterin. Mona war die einzige Bewohnerin des Hauses, die Mrs. Madrigal regelrecht angeworben hatte.

Und sie war – wie sie glaubte – die einzige, die um Mrs. Madrigals Geheimnis wußte.

Dieses Wissen schuf zwischen den beiden Frauen ein mystisches Band, eine unausgesprochene Seelenverwandtschaft, die Mona auch an den allerdüstersten Tagen wieder aufrichtete. Doch Mrs. Madrigal war nicht zu Hause, weshalb Mona mühsam in ihre Wohnung im ersten Stock hochstieg.

Wie sie schon befürchtet hatte, war auch Michael weg. Zweifellos war er einen Stock höher und plante mit Mary Ann ihre gemeinsame Reise. Mit Mary Ann war er in letzter Zeit sowieso ziemlich viel zusammen.

Das Telefon klingelte genau in dem Moment, als Mona das Licht einschaltete. Es war ihre Mutter, die aus Minneapolis anrief. Mona plumpste in einen Sessel und gab sich große Mühe, gefaßt zu klingen.

«Hallo, Betty», sagte sie gelassen. Sie hatte ihre Mutter immer Betty genannt. Betty hatte darauf bestanden. Betty fand es nämlich *ziemlich* übel, daß sie älter war als ihre Tochter.

«Bist du unter dieser Nummer . . . wieder dauernd zu erreichen?»

«Ja.»

«Ich habe in dem Haus in Pacific Heights angerufen. D'orothea hat mir gesagt, daß du gerade umgezogen bist. Ich kann gar nicht glauben, daß du aus einem so reizenden Haus in einem so hübschen Viertel ausgezogen bist und jetzt wieder in diesem heruntergekommenen . . .»

«Du hast das Haus doch noch nie gesehen!» Das paßt wieder mal zu ihr, dachte Mona. Denn Betty war Immobilienmaklerin, eine abgebrühte Karrierefrau, die noch zu Monas Säuglingszeiten von ihrem Mann verlassen worden war. Von Häusern, in denen es weder Sicherheitspersonal noch eine Sauna gab, hielt sie nicht viel.